

Viele Mythen und Sagen ranken sich um alte Städte und Frankfurt ist alt, sehr alt. Sind diese Legenden nur ein geheimnisvolles Flüstern aus längst vergangenen Tagen oder steckt viel mehr Wahrheit dahinter, als wir vermuten? Phantastisch oder unheimlich hören sich diese Überlieferungen an. Doch was ist, wenn sich eine davon als wahr erweist? Und wenn diese Tatsache nicht nur ungläubiges Erstaunen hervorruft, sondern allein das Wissen um diese Wahrheit tödlich sein kann? Mein Name ist Daniel DeBrien und genau das ist mir passiert – aus einer Legende wurde pure Wahrheit. Ich kann versichern, es gibt sie wirklich: die Sagengestalten und dunklen Geschöpfe der Nacht. Sie glauben mir nicht? Kein Wunder, denn manchmal zweifle selbst ich an meinem Verstand. Aber diese Wesen hinterlassen überall Spuren in unserer von Rationalität und Technik geprägten Welt. Wir haben es nur verlernt, genauer hinzusehen. Wir haben verlernt, die Wunder der Natur wahrzunehmen, genauso, wie unser Verstand sich sperrt, wenn es um Zauber und Magie geht. Unser Zwang, alles logisch und wissenschaftlich erklären zu wollen, lässt unser Gespür, unsere Intuition, unsere Sichtweise für die oftmals geheimnisvollen Vorgänge in Flora und Fauna verkümmern. Zwei Welten in einer? Wie sollte so etwas möglich sein? Von den logischen Köpfen als inakzeptabel und Humbug abgeschmettert, gibt es doch einige wenige, die sich ihre Sichtweise offenhalten. Sie sehen genauer hin, oder anders ausgedrückt, ihr Blickwinkel auf die Natur unterscheidet sich deutlich von unserem. Aber selbst wir, die wir diese Perspektive längst verloren haben, können uns trotzdem an so manch seltsame Begebenheit aus unseren Kindheitstagen erinnern. Eine flüchtige Bewegung im Schatten, das Lichtspiel zwischen den Blättern eines Busches, das Flüstern der Bäume, das merkwürdige Kribbeln im Rücken, als würde man beobachtet werden. Sie erinnern sich? Wir hätten damals schwören können, etwas gesehen zu haben, doch stattdessen ignorierten die Erwachsenen uns und taten es als Hirngespinnst ab. Bestimmt können Sie sich an den folgenden und oft verwendeten Satz erinnern: *So etwas gibt es nicht, werde endlich vernünftig!*

Kennen Sie Schwarzmäntel oder Weltengänger? Nein? Das ist nicht weiter tragisch, denn Sie befinden sich mit diesem Nichtwissen in bester Gesellschaft. Wie Sie hatte ich von diesen Figuren nicht die geringste Ahnung – bis zu jenem Tag, der alles verändern sollte.



Daniel Debrien

Es war ein vom Wetter her durchwachsener Donnerstag. Ich hatte die nächsten zwei Wochen frei und war auf dem Weg in die Frankfurter Innenstadt, um ein paar Einkäufe auf der *Zeil* zu erledigen. Die *Zeil* ist eine der meist frequentierten Einkaufsstraßen in Deutschland. Wie immer nahm ich die U-Bahnlinie 4, von Bornheim Mitte in Richtung Bockenheim und stieg an der Konstablerwache aus.

Konstablerwache – was für ein seltsamer Name, nicht wahr? An diesem Platz stand vor rund fünfhundert Jahren ein Zeughaus der Frankfurter Stadtwehr. In dem einstigen Gebäude wurden der Historie nach Waffen und andere gefährliche Gegenstände gelagert, später wurde daraus eine Polizeistation. Wie der Name schon vermuten lässt, war es die Wache des Konstablers, quasi eine Art militärischer Aufsichtsperson. Warum ich Ihnen das alles erzähle? Nun, weil dieser Name in unserer Geschichte noch eine gewichtige Rolle spielen wird. Aber zurück zur *Zeil* ...

Täglich drängeln sich hier Tausende von Menschen durch Geschäfte und große Einkaufspassagen, immer auf der Suche nach dem vermeintlichen Schnäppchen. Hektisch und ohne Zeit eilen sie mit finsternen Blicken über diese Meile des Konsums. Ich verließ über eine Rolltreppe die U-Bahnstation. Den Eingeweiden der Stadt entstieg, ließ ich mich mit dem Strom der Menschen treiben, denn ich hatte, entgegen meinen Gewohnheiten, diesmal wirklich viel Zeit. Es fühlt sich seltsam an, wenn all die Leute rastlos an dir vorüberziehen, während du selbst keine Eile verspürst. Irgendwie entschleunigt sich die Zeit und plötzlich werden deine Sinne schärfer. Die Oberflächlichkeit einer flüchtigen Betrachtung weicht einem genaueren Hinsehen.

An diesem Tag habe ich sie zum ersten Mal bemerkt, auch wenn ich

damals noch nicht wusste, wer sie waren, Männer mit schwarzen Mänteln und tief ins Gesicht gezogenen schwarzen Kapuzen. Zwei von ihnen standen auf der gegenüberliegenden Seite der Fußgängerzone und schienen mich aufmerksam zu beobachten. Schlagartig breitete sich ein ungutes Gefühl in meiner Magengegend aus. Unwillkürlich blieb ich stehen und schaute neugierig zu ihnen hinüber. Als die Männer erkannten, dass ich sie ansah, wurden sie zunehmend unruhiger und nervöser. Plötzlich stöckelte eine blonde Dame mit endlos langen Beinen auf azurblauen High Heels durch mein Blickfeld. Ich ließ mich gerne für einen kurzen Moment ablenken, um dann erneut mein Augenmerk auf die seltsamen Gestalten zu richten, doch sie waren nirgends zu sehen, als hätte sie der Erdboden verschluckt. Irritiert wanderten meine Augen die Einkaufsstraße rauf und runter, doch sie waren und blieben verschwunden. Kopfschüttelnd schlenderte ich weiter und hatte wenig später diese sonderbare Begegnung auch schon wieder vergessen.

Doch die Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, begann mit dem geheimnisvollen Brief, den ich nach meiner Rückkehr aus der Frankfurter Innenstadt in meinem Briefkasten vorfand:

Sehr geehrter Herr Debrien,

im Auftrag eines Mandanten bitte ich Sie, sich in zwei Tagen um 15:00 Uhr in meiner Kanzlei zum Zwecke einer Testamentseröffnung einzufinden.

*Hochachtungsvoll
gez. Notar Thomas Schulz*



Stirnrunzelnd betrachtete ich den Brief. Testamentseröffnung? Wer sollte gestorben sein? Niemand hatte in meiner zugegebenermaßen recht kleinen Verwandtschaft in letzter Zeit Gebrauch von seinem Recht des Ablebens gemacht. Noch dazu fiel der Termin ausgerechnet auf einen Samstag! Das war nun wirklich seltsam. Irritiert legte ich das Schreiben beiseite und griff zum Handy. Nach drei Telefonaten hatte ich die Gewissheit, dass sich alle Angehörigen bester Gesundheit

erfreuten, doch das unguete Gefühl in der Magengegend hielt sich hartnäckig. Ich speicherte mir die Adresse des Notars ins Handy, merkte den Termin vor und legte den Brief in die Schublade. Übrigens noch kurz zu meiner Person, ich bin dreißig Jahre alt, wohne im Frankfurter Stadtteil Bornheim und studierte an der Goethe Uni in Frankfurt Geschichte mit Schwerpunkt 5. bis 16. Jahrhundert. Heute arbeite ich freiberuflich als Berater für das archäologische Museum Frankfurt. Doch zurück zur Geschichte. Die nächsten zwei Tage verliefen mehr oder weniger ereignislos. Ich wachte am Samstag relativ spät auf, da das Kneipenviertel der Oberen Bergerstrasse in Bornheim mal wieder zugeschlagen hatte. Mit leichtem Kopfweh saß ich vor meiner ersten Tasse Kaffee, als sich bei meinem Handy die Erinnerungsfunktion meldete, noch etwa drei Stunden bis zu dieser mysteriösen Testamentseröffnung. Ich wollte es schon beiseitelegen, als jemand anrief. Ich schaute auf das Display, es war Chris. Chris, besser gesagt Christian, ist ein langjähriger Jugendfreund und immer für einen Spaß zu haben, doch wenn es drauf ankommt, kann man sich hundertprozentig auf ihn verlassen.

Ich nahm ab. »Hi.«

»Hallo Daniel! Na, was macht der Kopf? War gestern mal wieder länger als geplant!«

»Mit dir kommt man auch nicht nach Hause.«

Auf meine Antwort brummte Christian nur lapidar: »Ach ja? Warst nicht du derjenige, der gestern unbedingt noch in die nächste Kneipe ziehen wollte?«

Stimmt! Er hatte recht – verdammter Alkohol. Unser Absacker hatte uns wieder einmal, wie schon so oft, in einen gemütlichen Gewölbekeller direkt auf der oberen Bergerstrasse geführt, hinein in die Weinkellerei Dünker.

Ich lachte. »Ok, ok – schon gut. Dieser Laden ist noch irgendwann mein Untergang.«

»Was hast du heute noch vor? Lust auf einen Kaffee in der Stadt?«

»Geht leider nicht. Ich muss zu diesem Termin. Du erinnerst dich? Ich hatte davon erzählt.«

»Ach ja, die ominöse Testamentseröffnung. Bin gespannt, was dabei rauskommt. Vielleicht schwimmst du schon im Geld und weißt es nur noch nicht«, unkte Chris.

»Wäre schön, doch das glaube ich nicht. Mein Bauchgefühl sagt mir in dieser Hinsicht etwas anderes«, murmelte ich zurück.

»Na ja, spätestens um drei wirst du schlauer sein. Melde dich, wenn du fertig bist.«

»Du erfährst es als Erster, sollte ich nicht mehr arbeiten müssen!«, versprach ich und legte auf.

Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass ich noch genügend Zeit zum Duschen und Rasieren hatte.

Um halb drei machte ich mich auf den Weg zur Kanzlei des Notars. Etwa zwanzig Minuten zu Fuß würde ich brauchen. Einfach die große Berger Straße in Richtung City laufen. Diese bekannte Straße in Frankfurt teilt sich in die Obere und Untere Berger. Der obere Teil eher traditionell, der untere Teil, schon im Stadtteil Nordend liegend, eher szenisch und hipp. Die Kanzlei lag in der Herbartstraße im unteren Bereich der Berger. Die Lage kannte ich gut, denn direkt an der Kreuzung Herbartstraße – Berger Straße hat mein Lieblingsitaliener seine Residenz; das *Bella Mia*. Kurz vor drei stand ich in besagter Seitengasse vor dem gesuchten Haus. Ein hoher Altbau mit schöner, neu restaurierter Fassade, eigentlich typisch für die Stadtteile Nordend und Bornheim. Ein großes, blank poliertes Schild prangte neben einer schweren Eingangstüre – *T. Schulz Rechtsanwalt und Notariat*. Plötzlich war es wieder da, das flauere Gefühl im Magen. Nervös lief ich die drei Steinstufen hoch und klingelte. Sofort erfolgte ein leises Brummen und die Tür klickte auf. Kaum war ich eingetreten, rief jemand im Hausflur: »Die Treppe hoch – erster Stock.«

Die Holzabsätze ächzten unter jedem Schritt. Ich schmunzelte vor mich hin, denn diese alten Stufen würden jeden Einbruchsversuch im Keim ersticken. Dann hatte ich die erste Etage erreicht und ein freundliches Damengesicht blickte mich strahlend an.

»Herr Debrien?«, fragte sie rein vorsorglich.

»In voller Lebensgröße!«, bejahte ich und grinste zurück.

»Kommen Sie herein. Herr Schulz wartet schon.«

Sie nahm mich an der Türe in Empfang. »Schön, dass Sie pünktlich sind. Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

»Kaffee wäre nicht schlecht.«

»Wie möchten Sie ihn?«

»Blond und süß.«

»Tschuldigung?«

»Mit Milch und Zucker, bitte.«

Sie kicherte leise und führte mich durch einen weitläufigen Gang auf eine braun verkleidete Tür zu. In Augenhöhe war ein kleines Goldschildchen mit der Aufschrift *T. Schulz* angebracht. Sie klopfte kurz, öffnete den Eingang einen Spalt und streckte ihren Kopf hinein. »Herr Debrien wäre jetzt da!«

Eine kehlige Stimme hallte von drinnen: »Worauf warten Sie noch? Herein mit ihm!«

Sie schob die Türe ganz auf. »Herr Schulz erwartet Sie. Der Kaffee kommt sofort.« Glucksend setzte sie hinzu: »Natürlich blond und süß!«

Während des Eintretens nickte ich ihr freundlich zu. »Vielen Dank.«

Dann empfing mich ein eigenartiger Geruch, der an eine Mischung aus Staub, Mottenkugeln und Bohnerwachs erinnerte. Das Büro war gelinde gesagt riesig und eine große Fensterfront hätte viel Licht ins Innere gelassen, wenn da nicht diese schweren Brokatvorhänge gewesen wären. Die Möbel waren im Kolonialstil gehalten, gewürzt mit einer kräftigen Prise indischem Einfluss. An den Wänden standen kolossale Regale, die überquollen vor Büchern. Mein erster Gedanke war, *wenn er die alle gelesen hat, muss er weit über hundert sein*. Mitten im Raum stand eine geräumige Sitzecke aus dunklem Leder. Weiter hinten befand sich ein Schreibtisch und dahinter blickten mich neugierig zwei Augen über eine randlose Brille an. »Treten sie näher, junger Mann.«

Ich umrundete elegant die Sitzecke und kam vor dem Schreibtisch zum Stehen.

Der Notar erhob sich formell und streckte mir seine Hand entgegen. »Schulz. Thomas Schulz. Freut mich Sie kennenzulernen, Herr Debrien. Nehmen Sie doch bitte Platz.«

Ich schüttelte ihm die Hand und antwortete wahrheitsgemäß: »Ich weiß noch nicht, ob die Freude auch meinerseits ist, denn ehrlich gesagt, habe ich nicht die geringste Ahnung, warum und weshalb ich hier bin. Vielleicht eine Verwechslung, denn in meiner Familie ist niemand gestorben.«

Schulz schüttelte den Kopf. »Ganz ausgeschlossen!«

Die entschiedene Betonung dieser zwei Worte, trieb mir nun doch ein paar kleine Schweißperlen auf die Stirn. Was zum Teufel wollte dieser kleine, dicke Mann von mir?

Lachend meinte der Notar: »Sie fragen sich natürlich, warum Sie hier sind? Verständlich, denn meine Einladung war nicht gerade ausführlich und das Wort Testament trifft es in diesem Falle nicht so ganz.«

Leichter Zorn wallte in mir auf: *Klugscheißer und warum schreibst du es dann so?*

Schulz lehnte sich nach vorne und blitzte mich mit seinen Schweinsäuglein an. »Also gut, kommen wir gleich zur Sache.« Er fuhr mit seinem Bürostuhl etwas zurück, beugte sich nach vorne und schloss eine Schublade des Schreibtisches auf. Er zog einen großen Briefumschlag hervor und legte ihn vor sich auf die Schreibunterlage des Tisches. Der Umschlag war zugeklebt und mit einer Art amtlichen Siegel versehen, damit war sichergestellt, dass niemand ihn zuvor geöffnet hatte.

»Dieses Kuvert wurde unserer Kanzlei vor fünfundzwanzig Jahren zur Aufbewahrung übergeben. Der Auftrag lautete: *Vier Tage nach seinem dreißigsten Geburtstag setzen Sie sich mit ihm in Verbindung. Öffnen Sie diesen Umschlag in seinem Beisein und händigen Sie ihm den Inhalt aus.* Deshalb sind Sie hier, Herr Debrien. Ich bin also lediglich ein Überbringer, nichts weiter. Doch zuerst bitte ich Sie um ihren Personalausweis, denn ich muss mich Ihrer Identität versichern.«

Seine Worte trafen mich wie ein Donnerschlag. Wer um alles in der Welt plant eine Übergabe so lange Jahre im Voraus? Und richtig, mein Geburtstag fiel in dieser Woche auf einen Mittwoch. Jetzt verstand ich auch, weshalb der Termin am Samstag stattfand. Ich zog meinen Personalausweis aus dem Geldbeutel und reichte ihn Schulz. »Wer hat Ihnen damals den Umschlag zur Verwahrung anvertraut?«

Er begutachtete ausführlich das Ausweisdokument, nickte kurz und schob ihn über den Schreibtisch wieder zurück. »Es tut mir leid, ich habe keine Ahnung, wer diese Person war. Ich übernahm vor etwa dreizehn Jahren die Kanzlei von meinem Vater. Er erzählte mir, dass der Überbringer damals eine stattliche Summe gezahlt hatte, hüllte sich aber über dessen Identität in Schweigen.«

»Dann fragen wir ihn doch einfach.«

Er schüttelte den Kopf und berichtete weiter: »Mein Vater ist vor fünf Jahren gestorben. Es wird also sein Geheimnis bleiben. Wollen wir den Brief nun öffnen?«

Ich nickte fahrig. Das Ganze wurde immer mysteriöser.

Schulz zog einen Brieföffner hervor und schlitzte das Papier am Falz auf. Er fuhr mit seiner Hand in den Umschlag und zog zwei weitere Kuverts hervor. Die beiden Umschläge unterschieden sich deutlich voneinander, einer sah uralt aus, als läge er schon hundert Jahre in dieser Schublade. Es schien sich um ein altes, gefaltetes Pergament zu handeln, dass irgendwann mit dunkelrotem Wachs versiegelt worden war. Dieser vergilbte Brief war schon mehrmals geöffnet worden, denn die Wachsschicht war praktisch nicht mehr vorhanden. Auf dem zweiten Briefkuvert stand in gestochen, scharfen Großbuchstaben: *DANIEL DEBRIEN – PERSÖNLICH –!* Urplötzlich tobten mir die absurdesten Gedanken durch den Kopf, während die Augen wie gebannt an meinen Namen hingen. Schulz hingegen förderte noch einen weiteren Gegenstand aus dem großen Umschlag zu Tage, ein kleines schwarzes Päckchen, dass ungefähr die Größe einer Zigarettenschachtel hatte. Interessiert zog ich meinen Sessel näher an den Tisch, um Genaueres sehen zu können. »Was ist das?«, fragte ich vorsichtig.

Der Notar zuckte mit den Schultern. »Wie gesagt, ich bin nur der Überbringer.«

Einer inneren Eingebung folgend, packte ich die Briefe sowie den kleinen Gegenstand in den großen Umschlag zurück und machte Anstalten aufzustehen. »Gut, so sind wir also fertig?«

Irritiert blickte er mich an und kam leicht ins Stottern: »Äh, ja ähm, es scheint so, sollten Sie keine weiteren Fragen an mich haben.«

»Hätten Sie denn Antworten für mich?«, stellte ich sofort die Gegenfrage und meinte bissig: »Sie sind doch lediglich ein Bote, der nicht ins Vertrauen gezogen wurde. Sie haben Ihren Auftrag erfüllt und der Job ist somit erledigt – oder?«

Plötzlich wirkte er erleichtert, als wäre gerade eine zentnerschwere Last von ihm abgefallen. »Richtig, leider kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

Das kam ein bisschen zu schnell. Jetzt war ich mir sicher, er wusste mehr, als er zugab, doch die Aussicht, ihm etwas zu entlocken,

stand gleich Null. Ich machte noch einen Versuch. »Wenn Sie mir noch etwas zu sagen haben, dann wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, Herr Schulz!«

Er setzte zu einer Antwort an, doch in diesem Moment schwang die Bürotür auf und eine überfreundliche Stimme hallte durch den Raum: »So, Herr Debrien, hier ist Ihr Kaffee.«

Schulz klappte seinen Mund wieder zu, blickte freundlich zu seiner Bürokraft und nickte zur Bestätigung. Diese kam mit tänzelnden Schritten an den Schreibtisch und stellte ein Tablett mit Kaffee vor mir ab. Einen kleinen Moment später rang ich nach Atem, denn eine Parfümwolke griff, wie aus dem Nichts, meine Nasenrezeptoren an. Ein schwerer Geruch von Sandelholz, Zeder und Lilien klebte förmlich in der Luft. Die Dame hatte keine zwei oder drei Tropfen aufgetragen, sondern vermutlich den kompletten Flakoninhalt. Ich musste mich kurz wegdrehen und husten.

»Bei Erkältung kann ich Ihnen ein wahres Wundermittel empfehlen. Sie müssen nur ...«, doch bevor sie weitersprechen konnte, hob ich hustend die Hand und würgte sie ab.

»Keine Erkältung, vielen Dank. Ich habe mich nur verschluckt.«

Sie nickte schmunzelnd und trat den Rückweg zur Tür an. Schulz sah ihr verträumt nach und meinte gedankenverloren: »Ist sie nicht eine gute Seele? Was würde ich nur ohne sie machen?«

Ich ersparte mir eine ironische Antwort, griff stattdessen zum Kaffee und zog verwundert die Augenbrauen hoch. Er schmeckte ausgezeichnet. Nachdem ich die Tasse wieder abgesetzt hatte, sah ich Schulz mit ernster Miene an. »Wollten Sie mir noch etwas mitteilen?«

Der Notar schrak aus seinen Gedanken. »Ach ja, natürlich. Sie müssen mir den Empfang der Gegenstände quittieren, nur für die Richtigkeit der Unterlagen.«

»Das meinte ich eigentlich nicht, Herr Schulz!«, erwiderte ich und lächelte betont freundlich.

Da war es wieder, das unsichere Flackern in seinen Augen. Er schien zu überlegen, während seine Finger nervös auf die Schreibtischunterlage trommelten. Dann fuhr ein Ruck durch seinen Körper und er meinte bestimmt: »Ich kann Ihnen wirklich keine weiteren Hinweise geben, so leid es mir tut.« Er fischte ein Blatt aus einer Ab-

lage neben dem Schreibtisch und reichte es mir. »Wenn Sie mir nun bitte den Empfang bescheinigen könnten.«

Ich überflog kurz den Text und setzte meine Unterschrift darunter.

Schulz erhob sich und reichte mir förmlich die Hand. »Dann wären wir jetzt fertig. Ich wünsche Ihnen noch ein schönes Wochenende, Herr Debrien.«

So was nennt man wohl sanft rauskomplimentiert! Ich erhob mich ebenfalls, übergang ganz bewusst den Handschlag, sagte kurz und bündig »Guten Tag« und ließ ihn stehen. Als ich das Büro verließ, atmete ich erst einmal tief durch.

»Oh, Sie sind schon fertig? Das ging ja schneller als gedacht«, meinte die duftende Dame sichtlich erfreut.

»Ja. Vielen Dank noch für den Kaffee, er schmeckte fabelhaft und natürlich ein schönes Wochenende.«

»Für Sie auch, Herr Debrien«, flötete sie zurück und hielt mir bereits die Tür auf.

Ich lief die knarrende Holztreppe hinunter und verließ das Gebäude. Es war Zeit für einen starken Espresso. Mein Stammitaliener, das *Bella Mia*, lag keine hundert Meter entfernt und so spazierte ich wieder Richtung Untere Bergerstrasse. Bereits von weitem sah ich, dass fast alle Außenplätze beim Italiener besetzt waren, kein Wunder angesichts des strahlenden Sonnenscheins. Damiano, der Oberkellner, bemerkte mich und winkte auch gleich, um mir anzuzeigen, dass noch ein Platz frei war. Nach einer kurzen Begrüßung stand wenig später ein dampfend heißer Espresso auf dem Tisch. Ich war gelinde gesagt verwirrt. Meine Gedanken kreisten immer wieder um die gleiche Frage: Was hat das alles zu bedeuten? Ich zog den großen Umschlag aus meiner Jacke und holte das vergilbte Schreiben hervor. Es war eindeutig aus echtem und altem Pergament, doch verriet das abgeblätterte Wachssiegel, dass es schon mehrmals geöffnet worden war. Erst jetzt bemerkte ich den Schriftzug, der auf der anderen Seite des Kuverts prangte – ein schwungvoll geschriebenes Wort: Weltengänger. Stirnrunzelnd faltete ich das Schriftstück auf und musste schon mein ganzes Können aufbieten, um die krakelige und verblichene Tintenschrift zu entziffern:

Werter Nachfahre, Bruder im Blute,

so Ihr denn diese Worte in Händen haltet, wisset, dass Euch heute große Bürde und Last auferlegt wurde. Mir ward die Verantwortung übertraget, dies Geheimnis zu hüten und nur innerhalb der Familie weiterzugeben. Dieser Unhold darf sein Ziel nicht erreichen! Die Geschehnisse auf der Alten Brücke und die ungeheuerliche Tat des Gerthener im Jahre des Herrn 1399, zwangen SIE zu handeln. Der Schlüssel wurd' entzwei gehauen, auf dass die Tür für immer verschlossen bleibet. Die Gussform wurd' von ihm getrennet. Eine davon haltet Ihr nun in Eurer Hand. Beschützt sie mit Leib und Leben, Weltengänger!

T. d. B. – AD 21. Juno 1597

War ich eben noch verwirrt gewesen, so wich dieses Gefühl nun einer kompletten Ratlosigkeit. Wollte mich hier jemand auf die Schippe nehmen? Wenn ja, dann hatte er jetzt sein Ziel erreicht!

Ich las die Worte ein zweites Mal, ein drittes Mal. Und je mehr ich las, desto unruhiger wurde mein Magen. Während meines Studiums hatte ich mich schwerpunktmäßig mit dem 5. bis 16. Jahrhundert deutscher Geschichte befasst und auch in meiner Eigenschaft als Berater des Archäologischen Museums hatte ich genügend Schriftstücke unter die Lupe genommen, um zu wissen, dass dies hier keine Fälschung war. Natürlich würde ich das noch genauer nachprüfen lassen. Plötzlich war sie da – die Neugier. Langsam ging ich die Sätze Wort für Wort durch. Es war von einer Alten Brücke die Rede. Gut, da gibt es eine ganze Menge in Deutschland. Aber es handelte sich offensichtlich um eine Brücke in Frankfurt, nämlich um die Alte Brücke oder auch Sachsenhäuser Brücke genannt. Denn es wurde ein Name erwähnt und der war mir nun ganz und gar nicht unbekannt – Gerthener. Es konnte sich nur um Madern Gerthener handeln, einst Stadtbaumeister zu Frankfurt. Er hatte die vom Magdalenen Hochwasser 1342 beschädigten Brückenbögen und Brückentürme der Frankfurter Alten Brücke irgendwann Ende des 14. Jahrhunderts grundlegend erneuert. Ich versuchte mich zu erinnern, was ich über diesen Baumeister noch wusste. Unwillkürlich schoss mir eine Zahl durch den Kopf – 1399.

In diesem Jahr hatte sich Gerthener schriftlich für die Sicherheit der restaurierten Brückenbögen verbürgt, ein absolutes Novum für diese Zeit, denn er bezog sogar seine Erben und Nachkommen mit in diese Bürgschaft ein. Und noch etwas fiel mir ein, Gerthener stand im losen Zusammenhang mit einer Sage um die Alte Brücke in Frankfurt. Sie wird sich in vielen Varianten erzählt, eine davon besagt, dass ein Baumeister oder Steinmetz vom Rat der Stadt Frankfurt den Auftrag bekam, die vom Hochwasser beschädigte Brücke innerhalb einer bestimmten Zeitspanne zu reparieren. Er begann also, die Alte Brücke instand zu setzen, doch irgendwann wurde dem Baumeister bewusst, dass er den vereinbarten Termin einfach nicht einhalten konnte. In einer dunklen Nacht beschwor dieser Meister deshalb den Teufel und bat ihm zu helfen. Satan sagte zu, aber unter der Bedingung, dass die Seele des ersten Lebewesens, die nach Fertigstellung die Brücke betreten würde, ihm gehöre. Schweren Herzens ließ sich der Steinmetz darauf ein und Beelzebub stellte die Brücke in der nächsten Nacht fertig. Noch bevor der folgende Tag anbrach, bereute der Baumeister seinen Pakt und sann darauf, wie er aus dieser Vereinbarung ohne Schaden herauskam. Listig wie er war, trieb er einen Hahn über die Brücke, der damit als erstes Lebewesen die Brücke betrat. Der Teufel erzitterte förmlich vor Wut, schnappte sich das Federvieh, zerriss es in zwei Teile und schmetterte es zurück auf die Brücke. Bevor er sich allerdings dem Baumeister zuwenden konnte, ging die Sonne auf und Satan musste wieder hinab in sein Höllenreich. So ziert ein goldener Hahn, genannt der »Brickegickel« die Alte Brücke von Frankfurt und das bis auf den heutigen Tag. Der Wahrheitsgehalt dieser Sage lässt natürlich zu wünschen übrig, wobei Madern Gerthener immer wieder damit in Verbindung gebracht wird, denn er sei der besagte Baumeister in dieser Legende. Der goldene Hahn hingegen stand früher in der Mitte der Brücke und zeigte den Fährbooten und Handelsschiffen somit die sicherste Fahrrinne durch den Main an. Ich las mir den Brief nochmals durch. Er war 1597 von einem gewissen T.d.B. geschrieben, der über eine Untat Gertheners erzählte, die bereits zweihundert Jahre zurücklag. Das würde also mit dem Wirken des Stadtbaumeisters gegen Ende des 14. Jahrhundert in Frankfurt fast genau übereinstimmen. Aber was für eine Tür sollte verschlossen bleiben? Wer war T.d.B.? Und was zum Teufel meinte der Schreiber mit einem Weltengänger?

Bei einem hingegen war ich mir ziemlich sicher, das schwarze Päckchen enthielt vermutlich die erwähnte Gussform! Ich wollte es eben öffnen, als ich zusammenzuckte, denn genau ein Tisch vor mir saß plötzlich der Notar. Ich war so in Gedanken gewesen, dass ich ihn gar nicht bemerkt hatte und Schulz mich glücklicherweise auch nicht. Mit dem Rücken zu mir gewandt, nestelte er gerade an seinem Jackett herum und zog ein Handy aus der Innentasche. Er wählte eine Nummer und wartete einen Moment, bis sich jemand am anderen Ende der Leitung meldete, »Ja, hallo – hier Schulz. Ich wollte Sie nur kurz informieren – Debrien war da und hat den Umschlag abgeholt.«

Mir blieb die Spucke weg! Sofort lehnte ich mich nach vorne, um besser hören zu können.

Schon sprach Schulz wieder: »Nein, keine Probleme! Er wirkte vollkommen überrascht.«

Pause – jetzt redete sein Gesprächspartner.

Plötzlich wirkte der Notar sehr ungehalten und schnaubte wütend: »Nein, natürlich nicht! Sie haben mich nicht in alles eingeweicht! Was hätte ich ihm also sagen können?«

Wieder Ruhe.

Mit »Gut, vielen Dank und ein schönes Wochenende« beendete der Notar das Gespräch und legte auf.

Wie vom Donner gerührt, saß ich auf meinem Stuhl, unschlüssig meiner, wie ich reagieren sollte. Aufstehen und Schulz zur Rede stellen? Oder einfach gehen, ohne dass er mich bemerkte? Ich entschied mich spontan für die zweite Option, packte alles zusammen und verließ meinen Tisch, um im Restaurant zu zahlen. Natürlich würde ich mir den Notar noch vorknöpfen, doch ein Gefühl sagte mir, dass ich zuerst mehr in Erfahrung bringen sollte, bevor ich irgendetwas unternahm. Im Innenraum des Restaurants meinte Oberkellner Damiano überrascht: »Das ging aber schnell! Noch einen Ramazotti aufs Haus?«

»Lieben Dank, aber heute nicht«, meinte ich, setzte aber grinsend hinzu: »Schreib ihn auf, das nächste Mal trinke ich dann zwei.«

Der Italiener lachte herzlich und gab mir das Wechselgeld zurück. Ein kurzer Blick nach draußen genügte – Schulz war noch an seinem Platz und telefonierte erneut. Ich verließ das *Bella Mia* und machte mich auf den Heimweg. Ich fühlte mich plötzlich elendig. Was in

Gottes Namen ging hier vor? Ein ungutes Gefühl sagte mir, dass ich mit dem heutigen Tage in etwas hineingeraten war, von dem ich lieber nichts wissen wollte. Ich sollte recht behalten, nur das es weit schlimmer kam, als ich es mir jemals hätte vorstellen können.



Daniel Debien

Kaum zu Hause, klingelte ich bei Christian durch. Er schien auf meinen Anruf bereits gewartet zu haben, denn nach dem ersten Freizeichen stand unsere Verbindung. Ohne Begrüßung fragte er neugierig: »Und? Können wir feiern gehen?«

Ich lachte humorlos und antwortete: »Weit gefehlt, Chris!«

Er kannte mich gut genug, um zu erkennen, dass etwas nicht stimmte. Christians Tonfall wechselte schlagartig von übermütig zu ernst: »Was ist passiert?«

»Nicht am Telefon. Hast du heute Abend schon etwas vor?«

»Nur eine lose Verabredung, nichts, was man nicht absagen könnte!«

»Dann wäre es schön, wenn du vorbeikommen würdest.«

Mein Freund machte eine Pause und schien kurz zu überlegen.

»Das Gespräch hat dich ziemlich mitgenommen, oder?«

»Später, Chris. Passt dir acht Uhr?«

Er stimmte zu und wir verabschiedeten uns. Als ich das Handy beiseite legte, brummte mir der Schädel. Ich setzte mich gedankenverloren auf die Couch und öffnete endlich das Päckchen. Es war mit einem festen schwarzen Tuch umwickelt und einer Art Paketschnur verschnürt. Ich löste behutsam die Knoten und schlug den Stoff zur Seite. Was jetzt zum Vorschein kam, raubte mir den Atem: ein kunstvoll gravierter Eisenbarren. Die Ränder des blankpolierten Metallblocks waren mit seltsamen Ornamenten verziert, während in der Mitte acht geschwungene und gestochen scharfe Buchstaben in latei-

nischer Schrift prangten. Das Wort lautete *MORTIFER*, was übersetzt *todbringend* bedeutet. Beim Lesen dieser Inschrift lief es mir eiskalt den Rücken herunter. In dem Moment, als ich das Metall anfasste, zuckte ein kleiner violetter Blitz über meine Hand. Ich bekam einen schwachen Schlag, der sich wie eine elektrische Entladung anfühlte, war aber zu erschrocken darüber, als dass es sich schmerzhaft angefühlt hätte. Ich berührte den Barren ein zweites Mal, doch nichts passierte, vermutlich hatte sich das Metall durch Reibung ein wenig aufgeladen. Vorsichtig und behutsam drehte ich den Barren um, in die Rückseite war das Relief eines Schlüssels eingeschlagen. Die Form des Schlüssels war eher einfach und schlicht, keine Verzierungen oder Schnörkel waren zu sehen. Ich hielt also vermutlich die in dem vergilbten Brief erwähnte Gussform in Händen. Von der Schlüsselform lief eine halbrunde Rille zur Oberseite des Barrens hin und damit war auch klar, dass es sich tatsächlich nur um die Hälfte einer Form handelte. Erst wenn man das Gegenstück besaß und beide Formen zusammenklappte, wurde aus der halbrunden Fuge ein Kanal, in den man das flüssige Metall einfüllte und somit den entsprechenden Gegenstand herstellen konnte. In diesem Falle war es der besagte Schlüssel. Unwillkürlich fragte ich mich, wer wohl im Besitz der anderen Form sein mochte. Ich legte das kühle Metall zurück auf das Tuch und griff nach dem zweiten Brief, der an mich persönlich adressiert worden war. Ein dumpfes Gefühl sagte mir, dass darin einige Antworten standen. Die Frage war nur, ob mir gefallen würde, was ich erfahren sollte. Ich öffnete den Brief und begann zu lesen:

Lieber Daniel,

vermutlich wirst Du jetzt an einem ruhigen Ort sitzen, die Gussform und den alten Brief in Händen halten und Dich verwundert fragen, was das alles zu bedeuten hat.

Damit hatte der Schreiber schon mal verdammt recht! Und der Ausdruck *verwundert* war noch sehr zurückhaltend ausgedrückt.

Du bist der Letzte einer langen Ahnenreihe, die über Generationen hinweg ein gefährliches Geheimnis hütet. Leider konnte Dich

Dein Vater nicht mehr einweihen, da Deine Eltern viel zu früh von uns gegangen sind. Deswegen ist es nun an mir, Dich über unsere auferlegte Bürde zu unterrichten. Mein Name ist Alexander Debrien und ganz sicher wirst Du noch niemals von mir gehört haben.

Wieder krampfte sich mein Magen zusammen. Meine Eltern hatten, als ich etwa vier Jahre alt war, einen Autounfall, den meine Mutter nicht überlebte und bei dem mein Vater schwere innere Verletzungen davontrug. Soviel ich weiß, stemmte er sich acht Monate gegen den herannahenden Tod, bevor er den Kampf letztendlich verlor. Ich bin bei meiner Tante aufgewachsen, doch sie hatte nie, auch nur ansatzweise, einen Mann namens Alexander erwähnt!

Die Geheimhaltung meines Namens war unerlässlich, um das Geheimnis zu schützen. Das Wissen darum geht nur vom Vater auf den Erstgeborenen über. Da Du noch zu jung warst, wurde ich, als sein Bruder, kurz bevor Dein Vater starb, von ihm ins Vertrauen gezogen. Doch ich bezahlte einen hohen Preis – nahm einen anderen Namen an und brach jeglichen Kontakt zur Familie ab, damit Du in Sicherheit aufwachsen konntest.

Ich las die Zeilen wieder und wieder. Ich hatte einen Onkel, der mir bis zum heutigen Tage unbekannt gewesen war.

Ich schreibe diese Zeilen, weil ich entdeckt wurde. Sie wissen nun, dass das Geheimnis weitergegeben wurde. Ich bin nicht mehr sicher und schon bald werden sie mir einen Besuch abstatten, der ungut für mich enden wird. Ich suchte einen verlässlichen Notar auf und übergab ihm die Dinge, die nun in Deinem Besitz sein sollten. Ich kann hier nicht alles niederschreiben, was Du wissen musst. Deshalb habe ich einen engen Vertrauten gebeten, wenn es an der Zeit ist, Dich in alles einzuweihen. Und keine Angst, er wird ganz sicher da sein – von ihm bekommst Du die Antworten auf Deine Fragen.

Ich schüttelte ratlos den Kopf. Dieser Brief warf mehr Fragen auf, als er Antworten gab. Wie sollte Alexander Debrien wissen, ob diese Ver-

trauensperson überhaupt noch lebte? Der Brief war immerhin vor etwa fünfundzwanzig Jahren geschrieben worden und das war eine sehr lange Zeit!

Diese eingeweihte Person ist schwer aufzuspüren und nur, wenn Du die jetzt folgenden Hinweise einhältst, wirst Du sie auch finden. Ich bitte Dich, auch wenn wir uns nie kennengelernt haben, um Dein Vertrauen, denn nur so wirst Du Dich vor den kommenden Ereignissen schützen können. Du kannst dieser Person rückhaltlos vertrauen. Sie wird wissen, was zu tun ist.

Das wurde immer noch schöner. In was war ich da nur hineingeraten?

Vermutlich kennst Du den Bethmannpark im Herzen von Frankfurt. Dieser Park existiert schon mehr als zweihundert Jahre und wurde an diesem Ort nicht ohne Grund angepflanzt! Der Park birgt ein Geheimnis – nämlich den Aufenthaltsort meines Vertrauten. Wir schreiben jetzt das Jahr 1989 und im Bethmannpark wurde ein chinesischer Garten angelegt, was sich für uns als ausgesprochener Glücksfall erwiesen hat.

In mir keimte langsam der Verdacht auf, dass mein Onkel einen nicht unerheblichen Knacks in seinen Gehirnwindungen gehabt haben musste. Der Brief wurde immer abenteuerlicher.

Im südwestlichen Teil wurde ein kleiner Berg aufgeschüttet und ein Aussichts- und Ruhepavillon darauf errichtet. Wenn Du vor diesem Berg stehst, siehst an seinem Fuß eine kleine Höhle im Fels – dort befindet sich ein Eingang, der zur besagten Person führt. Dieses Tor kannst du allerdings nur zu bestimmten Zeiten passieren - zur Abend- oder Morgendämmerung, wenn das Zwielight bereits angebrochen ist. Betritt die Höhle und lege Deine Hand in die Vertiefung links von Dir, dann sprich folgende Worte: »in altitudo veritas« – alles Weitere wird sich dann ergeben.

»In altitudo veritas«? In der Tiefe liegt die Wahrheit? Ich schüttelte den Kopf, was sollte das denn nun bedeuten?

*Ich bin mir dessen bewusst, wie verrückt sich diese Zeilen für
Dich anhören müssen,*

Wie recht er doch damit hat!

*doch glaube mir, jedes Wort in diesem Brief entspricht der Wahr-
heit. Du MUSST diesen Ort aufsuchen, um Dich selbst davon zu
überzeugen! Du schwebst in ernster Gefahr. Wenn nicht meinet-
wegen, dann tue es bitte um Deines Vaters Willen!*

Es grüßt Dich herzlich

Dein Onkel

Alexander Debrien



Völlig verwirrt legte ich den Brief zur Seite, um ihn gleich wieder aufzunehmen und die Zeilen erneut zu lesen – wieder und wieder. Wenn das ein Scherz war, dann ein ziemlich schlechter! Ich bin von Natur aus neugierig und sicherlich nicht einer, der Neuem gegenüber ängstlich oder voreingenommen gegenübertritt, aber das hier?

Ich schaltete meinen Laptop ein, denn es wurde Zeit, ein paar Sachen zu googlen. Wenn ich der letzte Spross einer langen Ahnenreihe war, dann sollte sich doch im Internet etwas darüber finden lassen. Wie heißt es so schön? Das Netz vergisst nichts! Den Bethmannpark, mit seinem Chinesischen Garten kannte ich natürlich, er liegt am Ende der Unteren Bergerstrasse im Frankfurter Stadtteil Nordend. Doch ich wollte nachprüfen, was es mit der im Brief genannten Jahreszahl auf sich hatte und mir die Geschichte dieses Parks einmal genauer ansehen. Vielleicht erfuhr ich so ein wenig mehr. Und dann war da noch diese mysteriöse Person T.d.B.!

Zwei Stunden später klappte ich entnervt den Laptop zu. Ich hatte nichts gefunden, was auch nur annähernd brauchbar gewesen wäre. Ich hatte mir fast jede Seite, die Google über Debrien oder T.d.B. ausgeworfen hatte, angesehen, doch es ließ sich zu keinem Zeitpunkt irgendein Zusammenhang herstellen. Einzig die Recherche über den Bethmannpark, offenbarte ein paar interessante Neuigkeiten. Tatsäch-

lich existiert der Garten schon weit über zweihundert Jahre. 1783 kaufte Johann Bethmann das Grundstück, gestaltete den bestehenden Garten um und erschuf somit den heute bekannten Bethmannpark. Das eigentlich Interessante war, dass der Garten damals außerhalb der Stadtbefestigung lag und somit jeder, auch das gemeine Volk, Zugang hatte. Sollte es also ein Geheimnis geben, so konnte dieses auch schon lange vor dem Kauf von Bethmann dort versteckt worden sein. 1989 war ein Teil des Parks in einen Chinesischen Garten umgestaltet worden, was sich wiederum mit der Jahresangabe im Brief meines Onkels deckte. Alles in allem waren die Informationen ernüchternd und brachten mich keinen Schritt weiter. Ich sah auf die Uhr und zuckte zusammen! Es war mittlerweile halb acht geworden in einer halben Stunde würde Chris aufschlagen.



Der Konstabler

Dotar Schulz kauerte schweratmend hinter einer großen Mülltonne und presste seinen massigen Körper an die schmutzige Wand des Abfallbehälters. Akute Panik machte sich breit und nur mühsam konnte er seine zitternden Gliedmaßen unter Kontrolle halten. Er spürte, wie sein Magen anfang zu rebellieren, doch lag es nicht an dem ekelhaften Gestank der faulenden Essensreste, vielmehr an der Person, die ihn seit Einbruch der Dunkelheit verfolgte. Bereits seit zwei Stunden hetzte Schulz durch die Gassen der Frankfurter Innenstadt und versuchte den Mann abzuschütteln. Immer dann, wenn er meinte, seinem Verfolger entkommen zu sein, tauchte dieser unvermittelt wieder auf. Die mysteriöse Gestalt hüllte sich in einen tiefschwarzen langen Mantel, der bei jedem Schritt den Boden berührte und ein kaum hörbares schleifendes Geräusch verursachte. Eine weit ausladende Kapuze verdeckte das Antlitz der Gestalt und machte so jede Beschreibung von Äußerlichkeiten unmöglich. In

der Tat eine unangemessene Kleidung für sommerliche Temperaturen und eigentlich sollte so eine ungewöhnliche Erscheinung Aufmerksamkeit auf sich ziehen, doch genau das Gegenteil schien der Fall zu sein. Keiner der vorbeilaufenden Passanten nahm Notiz von diesem seltsamen Mann. Es war, als wäre diese Person, außer für Schulz, einfach unsichtbar. Erneut kämpfte der Notar gegen den aufkommenden Brechreiz, denn wieder vernahm er dieses hässliche Schleifen des Ledermantels – doch diesmal in unmittelbarer Nähe. Er drückte sich noch tiefer hinter die stinkende Abfalltonne und schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass dieser Alptraum bald vorüber sein möge. Unvermittelt erstarb das Kratzen und eine unheimliche Stille trat ein. Für einen kurzen Moment dachte der Notar an die vergangenen Stunden. Er hatte sich nach seiner Verabredung mit Daniel Debrien einen Kaffee in der Sonne gegönnt und war dann zurück in die Kanzlei gegangen, um sich auf einige anstehende Termine vorzubereiten. Als dies erledigt war, hatte er spontan beschlossen, in die Innenstadt zu schlendern, um dort ein nettes Lokal aufzusuchen. Mit einem guten Glas Wein wollte er in Ruhe den lauen Sommerabend genießen. Innerlich verfluchte sich Schulz für diese Entscheidung. Er hatte nicht die geringste Ahnung, wer sein unbekannter Verfolger war, doch hegte er einen Verdacht, von wem dieser geschickt wurde.

Alles hatte vor zwei Wochen, kurz vor Feierabend, mit einem seltsamen Anruf im Notariat seinen Anfang genommen. Ein Mann hatte sich per Telefon gemeldet und ihm mitgeteilt, dass er Kenntnis von einem Umschlag habe, der, adressiert an einen gewissen Debrien, vor langer Zeit der Kanzlei zur Aufbewahrung übergeben wurde. Selbst Schulz musste sich erst wieder die Vergangenheit ins Gedächtnis rufen, bevor ihm überhaupt bewusst wurde, worauf der Mann anspielte. Besagter Umschlag lag schon seit über zwanzig Jahren im Tresor der Kanzlei. Sein Vater hatte ihm damals nur mitgeteilt, dass dieses Kuvert gegen ein gutes Entgelt hinterlegt wurde, mit der Maßgabe diesen Daniel Debrien kurz nach seinem dreißigsten Geburtstag ausfindig zu machen und den Umschlag zu übergeben.

Auf seine Frage hin, woher er das denn wüsste, schnaubte der Mann ärgerlich am Telefon: »Das, werter Herr Schulz, soll nicht ihre Sorge sein. Doch ich hätte einen Vorschlag. Sie teilen mir nur

mit, wenn das Kuvert übergeben wurde und bekommen im Gegenzug eine großzügige Zuwendung. Sie verstoßen also gegen keine Gesetze und wahren die notarielle Schweigepflicht.«

Der Notar musste angesichts dieser Unverfrorenheit kurz schlucken, bevor er empört erwiderte: »Das ist doch nicht Ihr Ernst, oder? Das ist eindeutig Bestechung – und *natürlich* strafbar!«

»Wo kein Kläger, da kein Richter«, kam die trockene Antwort aus dem Telefonhörer.

»Wer sind Sie, dass Sie es wagen ...?«, herrschte Schulz seinen Gesprächspartner an.

Zischend fuhr die Stimme fort: »Bleiben Sie ganz ruhig. Wir beide wissen gut genug, dass es nicht die erste Gefälligkeit wäre, die Ihre Kanzlei jemandem erwiesen hätte. Stichwort Immobilien! Soll ich weitersprechen oder wollen Sie sich nun meinen Vorschlag überlegen?«

Schulz wurde heiß und kalt. Wer war dieser Jemand? Und woher wusste er ...? Er hatte mehrere Male seine Neutralität zu Gunsten eines sehr persönlichen Vorteils übergangen und einigen seiner Mandanten sozusagen einen kräftigen Schubs in die richtige Richtung gegeben. Damit konnte ein befreundeter Immobilienmakler ein kleines Vermögen verdienen, an dem er natürlich großzügig beteiligt wurde. Er krächzte ins Telefon: »Nochmal, wer sind Sie?« Setzte aber leise hinzu: »Und reden Sie weiter.«

»Guter Mann! Ich wusste, dass wir uns verstehen werden. Wer ich bin, tut nichts zur Sache. Sehen Sie mich als einen alten Mann, der auf seine letzten Tage die Vergangenheit korrigieren will. Doch wenn Sie sich dabei wohler fühlen, mich namentlich anzusprechen, dann würde ich Konstabler bevorzugen.«

»Konstabler? Was ist denn das für ein Name?«, rutschte es Schulz unbeabsichtigt heraus.

»Sie wollten einen Namen, nun haben Sie einen, also belassen wir es dabei. Wollen wir uns nun wieder dem Geschäftlichen zuwenden?«, schnarrte die Stimme ungehalten.

Der Notar griff zu einem Taschentuch und wischte sich einige Schweißperlen von der Stirn. Dieser Unbekannte, namens Konstabler, wusste vielmehr, als er zugeben wollte. Allein die Tatsache, dass dieser über seine kleinen Nebengeschäfte informiert war, zeigte Schulz,

dass das Telefonat von langer Hand vorbereitet wurde. Es war also vermutlich besser, sich kooperativ zu zeigen und nicht auf Konfrontation zu gehen. Nicht auszudenken, wenn davon etwas an die Öffentlichkeit gelangen würde. Seine ganze Reputation wäre mit einem Schlag dahin. »Wie haben Sie von diesem Umschlag erfahren? Er wurde unserer Kanzlei schon vor Jahren übergeben.«

»Vor genau fünfundzwanzig Jahren – um genau zu sein«, verbesserte ihn der Mann.

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Zerbrechen Sie sich nicht Ihren Kopf über solche Nichtigkeiten. Nur so viel sei gesagt: Ich hatte mit dem damaligen Überbringer, kurz nach der Übergabe an Ihr Notariat, ein, sagen wir einfach, sehr intensives Gespräch.«

Der Notar schluckte kurz, die Stimme hatte einen gefährlichen Unterton angenommen und wie diese Unterhaltung ausgesehen haben musste, wollte er sich gar nicht ausmalen. Trotzdem wurde er doch ein wenig neugierig, denn wenn dieser Konstabler seit fünfundzwanzig Jahren Bescheid wusste, warum kam er erst jetzt mit seinem Anliegen? Die wahrscheinlichste Erklärung dafür war wohl, dass der Umschlag nur von untergeordnetem Interesse war und das eigentliche Augenmerk vielmehr auf der Person lag, die ihn abholen würde, nämlich auf Daniel Debrien. »Warum kommen Sie erst jetzt zu mir, wenn Sie doch seit so langer Zeit darüber Bescheid wissen?«, fragte er vorsichtig.

Es erfolgte ein kehliges Lachen. »Ich hätte Ihnen etwas mehr Intelligenz zugetraut, Schulz. Ist das nicht offensichtlich? Sie, oder Ihr verstorbener Vater, hätten mir niemals den Umschlag ausgehändigt. Also musste ich wohl oder übel warten, bis der Zeitpunkt gekommen ist, da der Brief erneut das Licht des Tages erblickt. Da Zeit für mich keine Bedeutung hat, war das auch nicht weiter tragisch.«

Was für eine seltsame Redewendung, dachte Schulz, die Zeit hat für jeden eine Bedeutung, denn jedes Leben ist endlich – eine unabänderliche Tatsache! »Der Inhalt scheint sehr wichtig für Sie zu sein? Immerhin warten Sie schon über zwei Jahrzehnte!«

»Das geht Sie rein gar nichts an und damit ist diese Farce von Kreuzverhör jetzt beendet! Sobald Sie den Umschlag übergeben haben, werden Sie folgende Telefonnummer kontaktieren.« Der Konstabler nannte Schulz die Nummer eines Handys und fuhr fort: »Ist das

geschehen, wird innerhalb der darauffolgenden zwei Tage einer meiner Gehilfen an Sie herantreten und Ihnen Ihr Honorar aushändigen.«

»Das wird wie hoch sein?«, brummte Schulz.

»Großzügig genug für einen Telefonanruf! Guten Tag.«

Es macht *Klick* und die Leitung war tot. Schulz stierte aus dem Fenster. Das Wissen, dass jemand da draußen ihn nun vollständig in der Hand hatte, verursachte ihm Kopfschmerzen und Übelkeit.

In den folgenden zwei Wochen machte sich der Notar daran, Daniel Debrien ausfindig zu machen und war am Ende mehr als erstaunt, als er feststellte, dass dieser nicht nur in Frankfurt wohnte, sondern auch noch im Nachbarstadtteil Bornheim. Das vereinfachte die Sache natürlich ungemein, denn der Umschlag konnte direkt in der Kanzlei ausgehändigt werden. Am Tag der Übergabe betrat ein junger Mann sein Büro, der sich als Daniel Debrien vorstellte. Schulz erkannte sofort, dass Debrien nicht auf den Kopf gefallen war. Der Junge hegte schnell den Verdacht, dass der Notar mehr wusste, als er vorgab. Als die Formalitäten erledigt waren, ging Schulz beim Italiener um die Ecke einen Kaffee trinken und rief, wie versprochen, die Handynummer des Konstablers an. »Hallo, hier Schulz. Ich wollte Sie nur kurz informieren – Debrien war da und hat den Umschlag abgeholt.«

»Und? Wusste er von dem Kuvert?«, schnarrte die bekannte Stimme ohne irgendeine Begrüßung.

»Nein, er wirkte vollkommen überrascht«, antwortete der Notar wahrheitsgemäß.

»Haben Sie ihm irgendwelche Auskünfte gegeben?«

»Was hätte ich ihm denn sagen können? Sie haben mich nicht in alles eingeweiht!«, blaffte Schulz erbost zurück.

»Gut. Mein Gehilfe wird Sie innerhalb der nächsten zwei Tage kontaktieren. Genießen Sie den Abend und das Wochenende, vielleicht bekommen Sie so eine Gelegenheit nicht wieder!«

Der Konstabler legte auf und Schulz fragte sich, wie er das wohl gemeint haben könnte. Wahrscheinlich war es eine Anspielung auf das Wetter, denn die Vorhersage hatte für die nächste Woche eine große Regenfront voraus gesagt.

Das Schleifen kam näher und Schulz drückte sich noch weiter in den Schatten der Mülltonne. Nun wusste er genau, wie der letzte Satz des

Konstablers zu verstehen war. Sein Gehilfe war der Mann im schwarzen Mantel und bei einem war sich der Notar ziemlich sicher, er führte nichts Gutes im Schilde. Plötzlich hörte das leise Kratzen erneut auf und er vernahm mehrere Laute, die ihm das Blut in den Adern gefrieren ließen. Wie ein Spürhund sog sein Verfolger immer wieder Luft durch die Nase ein. Es war als würde der Mann ihn riechen, ein eiskalter Schauer jagte seinen Rücken hinunter. Und als ob der Alptraum nicht noch schlimmer kommen könnte, vernahm Schulz jäh eine kalte und völlig gefühllose Stimme. »Du brauchst dich nicht zu verstecken, Menschlein. Ich rieche deine Angst noch stärker als diese stinkende Mülltonne.«

Nun trat Schulz der Angstschweiß aus allen Poren. Sein Körper war wie gelähmt und seine Gedanken suchten fieberhaft nach einem Ausweg. Er unternahm einen kläglichen Versuch das Wort *Hilfe* herauszuschreien, doch die Angst hielt seine Zunge wie mit einer eisernen Klaue gefangen. Die Gestalt hingegen unternahm nichts. Es war, als wollte sie sich an seiner Furcht noch ein wenig ergötzen, so wie Raubkatzen erst mit ihrer Beute spielen, bevor sie diese töteten. Erneut richtete das Wesen das Wort an ihn: »Ich soll dir schöne Grüße vom Konstabler ausrichten. Er meinte, ich solle dich auszahlen, also bekommst du nun deinen verdienten Lohn.« Dann war die Gestalt plötzlich wie aus dem Nichts über ihm. Schulz schlug schützend beide Arme über dem Kopf zusammen und endlich löste sich seine Zunge, doch er brachte nur ein ersticktes Gurgeln zustande. Seine Hände wurden von eiskalten Schraubzwingen umfasst und sein Körper brutal nach oben gerissen. Als er in das Antlitz seines Verfolgers blickte, war da nichts! Er erfasste, wo eigentlich ein Gesicht hätte sein sollen, nur tiefe bodenlose Schwärze. Die Kapuze des schwarzen Mantels schien alles Licht zu verschlucken.

Freudig meinte der Kapuzenmann: »Sehr gut, fürchte dich! Dann schmeckst du noch besser.« Lechzend schob er seinen Kopf etwas nach vorne.

In diesem Moment verspürte der Notar tief in seinem Inneren ein Ziehen. Etwas begann in seinen Eingeweiden zu brennen und zu reißen, dann war er da – der Schmerz. Wie ein lodernes Feuer breitete er sich in seinem Körper aus, ballte sich um sein Herz und wurde immer heißer. Schulz schrie in seiner Todesangst wie von Sinnen, doch es wa-

ren nur stumme, unhörbare Hilferufe. Dann brachen die Flammen aus ihm heraus. Wie eine feurige Schlange schlängelte sich ein goldener Strahl aus seinem Mund und wurde sogleich gierig von der schwarzen Gestalt aufgesogen. Das Martyrium des Notars dauerte kaum eine Minute, doch die Qualen, die er ertragen musste, waren unendlich. Aber das eigentlich Tragische daran war, dass Schulz den Grund für sein Ableben nie erfahren sollte. Als das Wesen schmatzend von ihm abließ, war der Notar nicht mehr wiederzuerkennen.

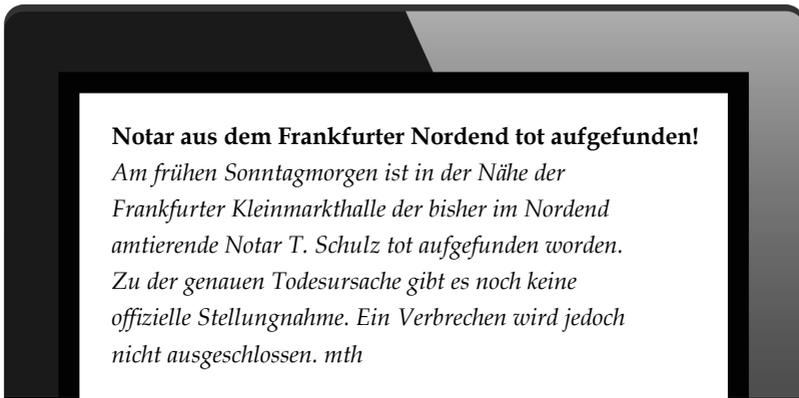
Der Fahrer der Städtischen Müllabfuhr, der den Leichnam in den frühen Morgenstunden entdeckte, gab später zu Protokoll, dass ihn die Leiche an eine ägyptische Mumie erinnert hätte. Schulz konnte zunächst nur anhand seiner nicht entwendeten Geldbörse identifiziert werden. Der dämonische Schwarzmantel verschwand, so wie er gekommen war – lautlos und unsichtbar.



Daniel Debrien

Der Samstagabend war ziemlich ereignislos verlaufen. Nachdem ich Christian von den seltsamen Begebenheiten berichtet hatte, saß er kopfschüttelnd auf der Couch und suchte nach Antworten. Es folgten lange Gespräche, die letztendlich aber immer wieder in einer Sackgasse oder wilden Spekulationen endeten. Als er schließlich ging, hatte ich mich ausgelaugt und müde gefühlt. *Samstagabend und der Herr ging um halb zwölf ins Bett – so weit war ich also schon gekommen.* Doch einen Vorteil brachte es mit sich, ich war am Sonntagmorgen ausgeruht und hätte Bäume ausreißen können. Es sollte ein sonniger, warmer Tag werden, daher entschied ich mich, irgendwo auf der Berger Straße zu frühstücken. Eine halbe Stunde später saß ich mit einer großen Tasse Kaffee, zwei Marmeladenbrötchen und guter Laune in der warmen Morgensonne. Meine Wahl war auf das *Süden* gefallen, ein kleines Café, direkt an der oberen Bergerstrasse. Ich hat-

te mein Tablet dabei und blätterte eher lustlos in der Onlineausgabe der *Frankfurter Rundschau*. Die gestrigen Erlebnisse hatten mich mehr aufgewühlt, als ich es mir eingestehen wollte. Mehrmals ertappte ich mich dabei, wie ich Löcher in die Luft starnte und deshalb viele Artikel von vorne anfangen musste, da ich mich nicht erinnern konnte, was ich eben gelesen hatte. Ich war gerade im Regionalteil angelangt, als meine Augen an einer kleinen Überschrift hängen blieben, die gerade ein paar Minuten zuvor eingestellt worden war. Wie in Trance las ich die kurze Randnotiz und spürte mit jedem gelesenen Wort, wie sich mein Magen mehr und mehr verkrampfte:



Mir wurde abwechselnd heiß und kalt. Der Notar, der mir erst gestern den Umschlag meines Onkels ausgehändigt hatte, war tot. Das war - *nein* - das konnte einfach kein Zufall sein! Meine gute Laune war mit einem Schlag dahin und eine schleichende Angst ergriff langsam Besitz von mir. Bisher hatte ich die Warnungen, die mein Onkel niedergeschrieben hatte, als übertrieben und unsinnig abgetan, doch mit einem Schlag änderte sich das jetzt. Natürlich konnte es sich wirklich nur um einen Zufall handeln, aber mein Gefühl sagte mir, dass der Tod des Notars Schulz in einem direkten Zusammenhang mit meiner Person, zumindest aber mit dem Brief, stand. Ich vernahm ein paar Wortfetzen wie durch Watte und schreckte hoch. Ich starnte in das freundliche Gesicht der Bedienung, die, mit Blick auf meine leere Tasse, gerade fragte: »Möchten Sie noch einen Kaffee?«

»Äh, ja - gerne«, brachte ich nur stotternd zustande.

»Ist Ihnen nicht gut? Sie sind ja leichenblass! Vielleicht sollte ich Ihnen lieber ein Glas Sekt oder Cola bringen?«

Ich schüttelte übertrieben heftig den Kopf. »Nett gemeint, aber ich bleibe lieber beim Kaffee.«

Sie zuckte nur mit den Schultern, nickte und zog von dannen. Meine Gedanken schlugen derweil Purzelbäume und verzweifelt versuchte ich, etwas Ordnung in das Kopfkino zu bringen. Ich fühlte mich plötzlich wie ein eingesperrtes Tier. Doch ich wollte mich nicht in die Ecke treiben lassen, also musste ich den Dingen auf den Grund gehen. Leider hatte ich keine Ahnung, wo ich beginnen sollte. Die einzige Person, die vielleicht etwas Licht ins Dunkel hätte bringen können, war Schulz gewesen, aber der lag nun im Leichenschauhaus. *Moment mal – der Einzige?* Nein! Es gab noch jemanden! Mein Onkel hatte den Hinweis bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten niedergeschrieben; die mysteriöse Person im Bethmannpark! Aber wer sollte die letzten fünfundzwanzig Jahre in einer angeblichen Höhle unter dieser Grünanlage gelebt haben? Es schien unglaublich. So langsam normalisierte sich mein Puls wieder und auch das Gefühl der Übelkeit schwand etwas. Ich konnte es selbst nicht glauben, dass die Entscheidung gefallen war. Ich würde also heute Abend bei Sonnenuntergang diese Höhle in Augenschein nehmen, obwohl jede Zelle meines Hirns sich instinktiv weigerte, die Existenz dieser Person auch nur ansatzweise in Betracht zu ziehen. Mittlerweile stand mein zweiter Kaffee – natürlich mit Milch und Zucker – auf dem Tisch und gedankenverloren rührte ich in der braunen Flüssigkeit.

Obwohl es ein wirklich schöner Sommertag wurde, hatte mich eine seltsame innere Unruhe erfasst. Die Aussicht nach Sonnenuntergang eine imaginäre Gestalt zu suchen, verursachte bei mir eine leichte Gänsehaut. Meine Gefühlswelt lag in einer Art gegensätzlichem Spannungszustand – einerseits war da echte Neugier, andererseits hatte ich Angst vor dem berühmten *»Was wäre wenn ...«* und so zogen sich die Stunden bis zum Abend schier endlos dahin.

Gegen acht Uhr abends verließ ich die Wohnung und machte mich auf den Weg zum Bethmannpark. Ich trug eine grauschwarze Jeans und ein schwarzes Hemd, damit ich bei aufkommender Dunkelheit nicht

so schnell wahrgenommen wurde. Ich kam mir vor wie ein Einbrecher auf Diebestour und je länger ich die Berger Straße hinunterlief, desto mehr nahm die Anspannung zu. Überall waren die Tische und Stühle der Bars und Restaurants bis auf den letzten Platz belegt. Kein Wunder, denn die Menschen wollten das warme Wetter und die letzten Sonnenstrahlen des Tages so lange wie möglich genießen. Überall blickte ich in lachende Gesichter, hörte im Vorbeigehen die lautstarken Unterhaltungen und kam mir plötzlich allein und verloren vor. Überall herrschte pure Lebensfreude, und ich hatte das Gefühl, als wäre ich auf dem Weg zu meiner eigenen Hinrichtung. Eigentlich war ich schon fast dankbar, als der schmiedeeiserne Zaun des Bethmannparks endlich in Sichtweite kam. Im Hintergrund erkannte ich nun auch deutlich mein Ziel: der Aussichtspavillon mit seinen geschwungenen Dächern. Einsam thronte er über dem Chinesischen Garten, der in einem separaten Areal innerhalb des Parks lag. Mein Herzklopfen wurde stärker. Als ich den Zaun erreichte, bemerkte ich sofort, dass keine Menschen im Park waren. »Mist!«, entfuhr es mir leise, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, dass der Park nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang geöffnet war. Also hatten die Aufseher alle Besucher bereits rausgescheucht. Schnell eilte ich zum südlichen Eingang, der direkt an der Berger Straße lag und atmete tief und erleichtert durch, das Tor stand noch offen. Sie verschlossen vermutlich gerade einen der anderen Eingänge. Ich spähte hinein und erblickte zwei Männer in blauen Uniformen, die geradewegs auf mich zu kamen. Damit hatte ich keine Chance mehr, ungesehen hindurchzuschlüpfen! Ich musste mir also etwas Neues einfallen lassen und blieb erstmal vor dem offenen Tor stehen, zückte mein Handy und tat so, also würde ich telefonieren. Plötzlich blieben die zwei Uniformierten stehen und drehten sich von mir weg. Ein dritter erschien auf dem Weg im Park. Er hatte anscheinend nach den beiden gerufen, weshalb sie jetzt auf ihn warteten. Das war mein passender Augenblick! Alle drei drehten sich für einen kleinen Moment vom Eingang weg. Ich nutzte diesen günstigen Moment aus, rannte durch den Eingang und hechtete hinter einen dichten Rhododendrenbusch, der gleich links neben dem Tor ausladend wucherte. Mein Puls raste und ich sah mich schon in Handschellen abgeführt, doch sie hatten mich tatsächlich nicht bemerkt. Die drei Männer beendeten ihre kurze Unterhaltung und wandten sich

wieder den Ausgängen zu. Schon hörte ich erste Wortfetzen: »Gregor hat recht, Werner! Sobald wir hier fertig sind, sollten wir noch ein Bier trinken. Das herrliche Wetter müssen wir ausnutzen, denn eine Regenfront ist im Anmarsch.«

»Du hast ja recht, aber ich habe es meiner Frau nun mal versprochen. Es bleibt dabei, ich werde heimfahren«, antwortete der Mann namens Werner.

»Ja, ja, ist schon gut. Wir wollen doch nicht dafür verantwortlich sein, dass dein Haussegen schief hängt«, erwiderte der andere und grinste frech.

Werner sah ihn finster an und meinte bissig: »Wollen wir nun abschließen?«

Sein Partner hob klappernd einen Schlüsselbund. »Natürlich, ich möchte doch nicht, dass du zu spät kommst.«

Als sie die beiden Flügeltüren schlossen, hielt ich unwillkürlich den Atem an, denn der Mann namens Werner kam mir nun gefährlich nahe. Keinen Meter entfernt kauerte ich unter dem Busch und hatte das Gefühl, dass mein Herzschlag kilometerweit zu hören war. Endlich vernahm ich das erlösende Klicken des Schlossriegels und eine Stimme meinte: »So, das war es hier. Noch der Nordeingang und dann kannst du dich vom Acker machen.«

Der andere gab nur ein leises Brummen zur Antwort.

Ich drückte die Zweige des Strauchs vorsichtig zur Seite, um besser sehen zu können. Die Männer entfernten sich Richtung Norden, um das letzte Tor zu schließen. Die Sonne schickte eben ihre letzten rotgoldenen Strahlen durch den Park, bevor sie ganz hinter den Frankfurter Dächern verschwand. Jetzt war es soweit, die Stunde der Dämmerung war angebrochen. Ich wartete noch ein paar Minuten, bis ich die zwei Männer aus dem Blickfeld verloren hatte. Da von dem dritten ebenfalls keine Spur zu sehen war, gab ich nun die Deckung auf und verließ angespannt mein Versteck. Die asiatische Anlage liegt im hinteren Areal des Bethmannparks und ist gewissermaßen ein Park im Park. Ich lief tief gebückt in Richtung des Chinagartens. Immer wieder drückte ich mich unter dicht stehende Sträucher, denn Passanten, die draußen auf dem Gehweg vorbeiliefen, sollten mich ebenso wenig entdecken, wie die Aufseher des Parks. Endlich sah ich die große Pforte, die, in den *Garten des himmlischen Friedens* führte, so seine offizielle Bezeichnung.

Flankiert wird das Tor von zwei riesigen Steinlöwen, die rechts und links wie zwei stumme Mahnmale Wache hielten. »Verdammt«, fluchte ich ungewollt laut, denn der Durchgang zum Garten war ebenfalls durch zwei Holzflügeltüren verschlossen worden. Hektisch suchte ich nach einer Möglichkeit, doch es blieb nur ein Weg für mich übrig. Ich musste an einem der Löwen hochklettern und von da über die hohe Steinmauer springen. Ich wägte gerade die Chancen des Sprungs ab, als sich meine innere Stimme meldete: *Was machst du überhaupt hier? Du kauerst an einem warmen Sonntagabend hinter einem Ginsterstrauch und überlegst, auf einen Steinlöwen zu steigen, damit du in einen verschlossenen Garten gelangst, in dem eine imaginäre Person seit mehr als fünfundzwanzig Jahren auf deine Ankunft wartet? Wie bescheuert bist du eigentlich?*

Tja, da hatte sie irgendwie recht – die innere Stimme. Aber wie das oftmals so ist, Logik und Gefühl klaffen ganz weit auseinander. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass ich herausfinden musste, ob an den Zeilen meines Onkels etwas Wahres dran ist, sonst würde ich für den Rest meines jungen Lebens keine Ruhe finden. Immer würde die Frage im Kopf herumgeistern – *und wenn da doch jemand gewesen wäre ...?* Ich atmete tief durch und schlich weiter auf die Steinskulpturen zu. Dazu musste ich allerdings einen breiten Vorplatz überqueren, der sich direkt vor den Holztoren befand. Somit war ich völlig ohne Deckung, zumal sich auf der linken Seite auch noch ein weiterer Haupteingang des Bethmannparks befand. Leute, die draußen vorbeiliefen, würden es sicherlich nicht gutheißen, wenn sie einen Unbekannten bemerkten, der gerade an einem der Löwen hochkletterte. Timing war also alles. Ich passte einen guten Moment ab, spurtete hinter den rechten Steinlöwen und richtete mein Augenmerk sofort auf den Haupteingang. Die Sekunden zogen sich zu einer Ewigkeit hin und endlich war niemand mehr zu sehen. Ich kletterte auf den Sockel und zog mich am Maul des Löwen nach oben. Zum Glück waren die Skulpturen ziemlich klobig, sodass ich guten Halt fand. Als ich endlich auf dem Löwenkopf thronte, wurde mir etwas mulmig zumute, denn die Steinmauer war gut einen halben Meter entfernt und zu allem Überfluss oben auch noch leicht abgeschrägt. Ich nahm allen Mut zusammen, ging in die Hocke und stieß mich ab. Mit ausgestreckten Armen klatschte ich auf die Mauer und krallte meine

Finger in die oben angebrachten Reliefsteine. Millimeter für Millimeter zog ich mich nach oben und wuchtete meinen Körper über die Mauer, elegant sah sicher anders aus. Gottseidank wuchs auf der anderen Seite ein dichter Busch, sodass ich weich und wohlbehalten im Garten des himmlischen Friedens landete. Schweißperlen rannten mir von der Stirn und mein Atem ging stoßweise. Die Turnerei hatte mehr Kraft gekostet, als ich geglaubt hatte. In der Dämmerung konnte ich bereits schemenhaft mein Ziel ausmachen, das klaffende Loch am Fuße des aufgeschütteten Felsenhügels, auf dessen Kuppe der *Pavillon im schimmernden Grün* errichtet worden war. Vorsichtig bahnte ich mir meinen Weg über die unebenen Fußwege des Gartens. Dann stand ich endlich vor dem vermeintlichen Höhleneingang. Es ist eigentlich nur ein Loch, etwa ein Meter fünfzig hoch und genauso tief. Keine Ahnung, für welchen Zweck diese Nische geschaffen worden war. Ich war schon viele Male an diesem Ort gewesen, doch jetzt, wo ich genauer überlegte, hatte ich mir diese Frage schon mehrfach in der Vergangenheit gestellt. Ich kramte in meiner Hosentasche und zog meinen Schlüsselbund hervor, an dessen Metallring eine kleine LED-Lampe baumelte. Ich schaltete sie ein und leuchtete das Innere der kleinen Höhle aus. Tatsächlich war eine deutliche Vertiefung auf der linken Seite zu erkennen. Mein Puls ging schlagartig nach oben. Ich streckte meinen Kopf nochmals aus der Vertiefung und blickte zum Himmel – das Zwielight würde nicht mehr lange anhalten! Ich drehte mich wieder ins Innere und leuchtete erneut die Felswände aus. Zögernd legte ich meine Hand auf die im Brief meines Onkels beschriebene Stelle und flüsterte leise: »In altitudo veritas!« Wie ein Wispern brachen sich die Worte an den Wänden und es geschah ... nichts. *Idiot – was hast du denn erwartet?*, schalt ich mich selbst und wandte mich schon zum Gehen, als ein leises kaum hörbares Klicken ertönte. Wie von der Tarantel gestochen, fuhr ich herum und blickte fassungslos auf den kahlen Steinboden der Grotte. Ein feiner blauer Lichtstrahl zeichnete sich dort ab und wurde immer breiter. Meine Augen fixierten die Wand und mein Herz setzte mindestens zwei Schläge aus, denn ganz langsam öffnete sich dort eine Türe. Das Knirschen wurde stärker, die Türe schwang ganz auf und gab den Blick auf die andere Seite frei. Ich stand wortlos da und traute meinen Augen nicht ...